

Zwölfender. »Wär das nix für dich, Günther?« Er lachte dröhnend und hielt Ziegler das Werk unter die Nase.

»Nee, lass mal stecken, Achim. Ich bin eher für moderne Kunst. Weißte doch.«

Pöll wandte sich an mich. »Wenn Ihnen mal ein echter Picasso unterkommt, sagen Sie uns Bescheid. Wir wären interessiert.«

»Klar«, erwiderte ich entnervt. »Kommen Sie.«

Pöll stellte den röhrenden Hirsch zurück, und wir durchquerten schnellen Schrittes die Halle, erklimmen die sieben Stufen der Stahltreppe und betraten mein gläsernes Büro mit bestem Blick auf unsere handverlesene Vintage-Ware oder, wie Pöll es nannte, das Gerümpel. Ich setzte mich hinter meinen Schreibtisch, der auch Vintage war und aus den Sechzigern stammte, und deutete auf die beiden Industrieocker davor. »Nehmen Sie Platz.«

Ziegler drehte unentschlossen an dem runden Sitz des Hockers, was ein quietschendes Geräusch verursachte, und setzte sich dann.

»Witziges Teil«, meinte Pöll, wackelte an der Sitzfläche des zweiten Hockers herum und ließ sich schließlich auch nieder. »Rückenschonend ist anders, ne?« Er lachte. »Aber das dauert ja nicht ewig hier.«

Ich sah die beiden Herren erwartungsvoll an.

»Ja, Frau äh ... Bachmann«, sagte Ziegler und wirkte plötzlich beinahe kleinlaut.

Das ist nicht gut, dachte ich noch, und da rückte er auch schon heraus mit der Sprache und seinem Anliegen, und nein ... es war ganz und gar nicht gut.

»Ich will nicht lange um den heißen Brei herumreden, und Sie haben es sich sicher schon gedacht, Frau Blachmann.«

»Bachmann.«

»Äh, ja. Verzeihen Sie. Das Neubaugebiet hinter Ihnen, also das Park Quartier, soll erweitert werden. So weit die gute Nachricht.« Er machte eine kurze Pause. »Die schlechte: Das hier ...« Er machte eine ausladende Handbewegung. »... muss abgerissen werden.«

»Oooo-kay ...«, sagte ich, nickte und starrte ihn an. Noch hatte ich nicht ganz begriffen, was er mir damit sagen wollte.

»Also, über kurz oder lang«, fügte Ziegler hinzu.

»Eher über kurz«, warf Pöll ein und verzog den Mund zu einem mitleidigen Lächeln.

»Ähm ... wie jetzt, abgerissen ...?«, fragte ich, denn langsam war die Information in mein Großhirn durchgesickert. »Unsere ganze Knopffabrik?«

Ziegler sog hörbar Luft ein. »Ja, also ... im Prinzip ... schon.«

»Sie meinen, richtig alles ... weg?«, fragte ich noch einmal, für den unwahrscheinlichen Fall, dass ich es nicht richtig verstanden hatte.

»Ja, bedauerlicherweise. Das Hauptgebäude und auch die kleinen Nebengebäude müssen weichen. Wohnraum ist knapp in Köln. Wissen Sie ja. Und die Stadt hat bereits ihr Okay gegeben. Es sollen drei weitere Grundstücke für Einfamilienhäuser entstehen, und ...« Er stockte und musterte mich besorgt. »Geht es Ihnen gut, Frau Bachmann?«

Ich hielt mich mit beiden Händen an der Tischkante fest. Mir war auf einmal schwindelig und auch ein bisschen übel. Zieglers Gesicht schwamm vor meinen

Augen. Dann sah ich es plötzlich doppelt, und Pölls auch. Atmen, Tilda, atmen, ermahnte ich mich in Gedanken, aber ich hatte gut reden. Mein Hals war wie zugeschnürt, und ich bekam, atmen hin oder her, einfach zu wenig Luft. Ein Glas Wasser hätte vielleicht nicht geschadet, doch dazu hätte ich aufstehen und mir eines aus der Teeküche holen müssen.

»Und ... äh ...« Konzentrier dich, Tilda, schalt ich mich selbst in Gedanken. »Ähm ... und wir? Wo sollen wir dann hin? Ich meine, Flea Market? Wenn das hier mehrere Einfamilienhäuser werden, dann können wir ja wahrscheinlich gar nicht ... hierbleiben, oder?« Ich hatte meinen Kreislauf wieder einigermaßen im Griff.

»Richtig. Aber sehen Sie, Frau Bachmann, es ist ja noch ein Weilchen hin. Frühestens Ende des Jahres wird es so weit sein. Da ich weiß, dass Immobilien wie diese in Köln rar gesät sind, wollte ich Ihnen rechtzeitig Bescheid geben. Damit Sie sich schon mal auf die Suche machen können.«

»Auf die Suche. Verstehe. Das ist ja ... nett«, murmelte ich und überschlug im Geiste, wie viel Zeit wir noch hatten. Es war Mitte Juni. Das hieß, in gut sechs Monaten mussten wir raus. Und sechs Monate, die gingen schnell vorbei.

Ziegler griff in die Innentasche seines dunkelblauen Jacketts und zog einen weißen Umschlag heraus. »Hier. Das gebe ich Ihnen schon mal. Der offizielle Teil sozusagen.« Er lächelte mir onkelhaft zu.

Ich nahm den Umschlag und betrachtete ihn misstrauisch. »Was ... ist das?«

»Na ja ... die Kündigung.« Ziegler verzog bedauernd den Mund. »Muss ja alles seine Richtigkeit haben.« Er klopfte dreimal auf meine Schreibtischplatte. »Nichts für ungut. Tut mir wirklich leid für Sie, Frau Bachmann, aber so spielt das Leben. Sie finden schon was anderes.«

»Vielleicht kommt Ihnen ja doch mal ein Picasso unter«, witzelte Pöll. »Den verkloppen Sie dann meistbietend. Und dann kaufen Sie sich eine von unseren schicken Neubauvillen mit Pool, hängen sich den röhrenden Hirsch übers Sofa und setzen sich zur Ruhe. Das wär doch was, junge Frau, oder?« Er zwinkerte mir zu.

Ich starrte ihn mit ausdrucksloser Miene an.

»Hätte allerdings einen Nachteil. Sie hätten dann den hier zum Nachbarn.« Er deutete auf Ziegler. »Wenn ich es richtig sehe, wird sein Haus genau ...« Er blickte sich um und deutete durch die Glaswand auf ein karamellfarbenes Samtsofa. »... dort drüben stehen.«

»Tja, ich denke, es ist alles gesagt.« Ziegler erhob sich.

Pöll nickte, stand auch auf und griff sich an die Lendenwirbelsäule. »Trifft sich gut. Ich bin kurz vor Bandscheibenvorfall.«

»Wenn Sie noch Fragen haben, melden Sie sich ruhig.« Ziegler nickte mir freundlich zu.

»Ja. Ja, danke«, antwortete ich benommen. »Wiedersehen.«

Die beiden Herren gingen hinaus.

Als sie außer Sichtweite waren, ließ ich den Kopf auf die Schreibtischplatte sinken und versuchte, mich zu sammeln. Hatte Cem nicht eben noch gesagt, Scherben würden Glück bringen? Die Meißner-Porzellan-Scherben hatten es jedenfalls nicht getan. Ich dachte an all die schönen Vintage-Möbel, die wir liebevoll ausgesucht und restauriert

hatten. An das hübsche Geschirr, die Waschmaschinen und alten Toaster, die wir mitgenommen hatten, um sie günstig an Leute abzugeben, die sich neue nicht leisten konnten oder wollten. Das war das Versprechen, das wir denen gaben, die uns ihre Habseligkeiten überließen. Oft waren es alte Menschen, die ins Heim oder in eine kleinere Bleibe zogen und vieles nicht mitnehmen konnten. Einiges, was hier stand, hatte jemanden ein Leben lang begleitet. Zu wissen, dass es nicht einfach auf dem Müll landete, sondern nun jemand anderem eine Freude bereiten würde, machte es ihnen leichter, sich davon zu trennen. Ich seufzte. Was, wenn wir keine neue Immobilie fanden? Im schlimmsten Fall gäbe es uns dann nicht mehr. Wir würden unsere Arbeit verlieren und unsere Kunden einen Ort, an dem es nicht nur günstig Möbel gab, sondern der auch ein Treffpunkt für Jung und Alt war. Ich versuchte, nicht gleich das Schlimmste anzunehmen, denn wie sagt man in Köln so schön: Et hätt noch immer joot jejange. Und darum, so beschloss ich, würde ich den anderen vorerst nichts erzählen. Ich wollte die Pferde nicht unnötig scheu machen. Nur mit Kaja redete ich am besten jetzt gleich. Sie war schließlich meine beste Freundin, meine Mitbewohnerin und noch dazu meine Untermieterin hier in der Knopffabrik. Insofern musste sie natürlich so schnell wie möglich erfahren, dass uns im besten Fall ein Umzug blühte und im schlechtesten Fall die Geschäftsaufgabe.



## 2. KAPITEL

»Diese Pissnelken!«

»Kaja, bitte.«

»Ist doch wahr.«

»Okay«, lenkte ich ein. »Es sind Pissnelken. Mindestens.« Gerade hatte ich ihr in allen Einzelheiten den Inhalt des Gesprächs mit Ziegler und Pöll wiedergegeben, und sie war, genau wie ich vorhin, aus allen Wolken gefallen.

»Wissen die eigentlich, was du hier leistest? Und wie wichtig Flea Market für unser Veedel ist? Ach was, Veedel. Für ganz Köln«, schimpfte sie. »Und für Helga und Cem. Für die Kunden und für ... mich!«

Ich starrte aus dem Fenster und versuchte, meine Gedanken zu sortieren. »Vielleicht finden wir eine andere Immobilie«, überlegte ich laut, um mich selbst zu beruhigen.

»Pffff ...«, machte Kaja. »Wo soll die denn bitte sein? Wir leben in einer Metropole.«

»Wir leben in Köln«, erinnerte ich sie.

»Na ja, aber die Mieten sind trotzdem absurd hoch.«

Ich biss mir auf die Lippen. Kaja hatte natürlich recht. Wohn- und Arbeitsraum war knapp und deshalb meist unbezahlbar. Erschwerend kam hinzu, dass wir für unsere Zwecke etwas sehr Spezielles benötigten. Ein zentral gelegenes Gebäude, in dem man eine Schreinerwerkstatt, eine Verkaufshalle und einen Secondhandladen unterbringen konnte, musste man erst mal finden. Wie man es auch drehte und wendete, die Kündigung war eine Katastrophe. Ein Super-GAU, dessen Ausmaß zu ermessen mein Gehirn sich im Moment noch weigerte. Um mich abzulenken, nahm ich eine bordeauxrote Lederjacke von einem der Kleiderständer, schlüpfte hinein und stellte mich vor den großen Spiegel an der Wand. Ich drehte mich nach rechts, nach links und um meine eigene Achse und betrachtete dabei mein Spiegelbild. »Ist die neu?«

Kaja nickte. »Gestern reingekommen.« Sie zählte gerade ihre Tageseinnahmen. Wir hatten fast Feierabend. »Über dreihundert Euro.« Zufrieden legte sie ein Bündel

Geldscheine in eine Kasette. »Dabei habe ich mich gerade eingelebt«, sagte sie. »Ich ... ich will hier nicht weg.«

»Wem sagst du das ...«, seufzte ich. »Wie lange bist du jetzt dabei?«, überlegte ich laut.

»Fünfzehn Monate, achtundzwanzig Tage und ...« Sie warf einen Blick auf die Uhr. »... acht Stunden.«

Ich lachte. Nachdem Kaja sich zwei Jahre lang als Schaufensterdekorateurin bei H&M hatte ausbeuten lassen, hatte sie beschlossen, sich selbstständig zu machen und zu diesem Zweck ein flaches, von mir bis dato als Lagerraum genutztes Gebäude auf dem Gelände der Knopffabrik zu beziehen. Es lag vis à vis meiner Schreinerei und umfasste etwa siebzig Quadratmeter, die sich auf einen großzügigen Raum und eine kleinere Kammer verteilten. Wir hatten es gemeinsam von allerlei Gerümpel befreit und den großen, langgestreckten Raum mit einer schwarz-goldenen Art-Deco-Tapete versehen. Das war Kajas Idee gewesen, die ich zugegebenermaßen zunächst nicht für die beste gehalten hatte, doch am Ende überzeugte mich das Ergebnis. Ich baute für sie eine kleine Ladentheke, zauberte mit Hilfe von messingfarbenen Rohren und roten Samtvorhängen zwei Umkleidekabinen und brachte einen riesigen goldverzierten Spiegel an der Wand an. Schließlich schenkte ich ihr zur Einweihung die über hundert Jahre alte Registrierkasse aus der Geschäftsauflösung des Hutgeschäfts Bremer, und die machte sich ausgesprochen gut auf der Theke. So hatte sich der ehemals verstaubte Lagerraum in einen ziemlich ansprechenden Laden verwandelt, den Kaja ›True Treasures‹ genannt hatte, was so viel bedeutete wie ›wahre Schätze‹. Sie bestückte ihn mit ausgewählter Vintage-Mode, die sie teilweise umarbeitete oder upcycelte, bevor sie sie in den Verkauf nahm. So hatte sie sich innerhalb kürzester Zeit einen Namen gemacht – weit über die Grenzen der Kölner Südstadt hinaus.

»Nicht auszudenken, dass wir vielleicht bald nicht mehr hier sind.« Bei dem Gedanken wurde mir ganz schwindelig. »Flea Market und dein True Treasures gehören doch hierher wie ... wie der Eiffelturm nach Paris oder ...«

» ... der Dom nach Köln«, schloss Kaja mit Grabesstimme.

Ich nickte düster und stellte mich neben sie an den Tresen. Eine Weile blickte ich stumm hinaus in unseren schönen Innenhof. Die Vögel in der Kastanie zwitscherten und sangen, als wäre nichts passiert. Wenn die wüssten, dachte ich. Dann packte ich Kajas Handgelenk und drückte es so fest, dass sie »Autsch« brummte. »Es wird nicht passieren, oder?« Ich drückte noch fester und sah sie eindringlich an. »Sag mir, dass es nicht passieren wird. Dass wir hier nicht weggehen müssen, Kaja. Ich meine, Flea Market ... das ist doch ... mein Leben.«

Sie nickte grimmig. »Und das True Treasures meins. Nur, ganz ehrlich: Im Zweifel interessiert das keine Sau.«

»Ich finde einen Weg«, erwiderte ich trotzig.

Kaja schwieg. »Vermutlich«, sagte sie schließlich. »Nein, ganz sicher: Du findest einen Weg. WIR finden einen Weg. Wir haben ja schon ganz andere Sachen geschafft. Kampflös aufgeben ist nicht unser Ding!«